

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

12] Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Das Spiel war zu Ende, Hjelm rechnete.

„Wir haben verloren, gnädige Frau!“

Hanna antwortete ruhig:

„Sie sollten nicht so viel sprechen, dann würden Sie weniger Schritzer machen.“

„Noch eine Runde. Nebanche, gnädige Frau!“

„Nein, danke, wenn es so spät ist, tangen Sie nicht mehr zum Spielen.“

Hjelm lachte bewundernd und seine Frau dachte:

„Das dürfte ich nicht zu Alfred sagen.“

Hanna hatte sich in den letzten Jahren etwas verändert. Sie war nicht mehr mager. Sie hatte eine feine Fülle bekommen, seit sie das Kind geboren, und ihr Wesen trug eine besondere Ruhe und Sicherheit. Ihre Augen prüften scharf.

Die Herren gingen hinans. Hanna kam mit Frau Hjelmns Kleidungsstücken, und Hanna half ihr beim Anlegen.

„Du warst Mittwoch nicht in der Generalversammlung, Hanna?“

„Nein, ich war leider verhindert!“

„O, wirklich?“ sagte Frau Hjelm vorsichtig, als bitte sie um Entschuldigung. „Ist das nicht nur ein Vorwand, Hanna?“

„Nein, durchaus nicht. Ein Bekannter von Johannes war auf der Durchreise hier.“

„Glaubst Du nicht, daß Du etwas an Interesse für die Frauenfrage verloren hast?“

„Vielleicht ein wenig. Es giebt darunter genug langweilige Sachen. Traurige Auswüchse bei vielen Frauen. Außerdem diese drei, vier Stunden lange Generalversammlung, in der man über so unendlich viel spricht, das für den Verein ebenso nutzlos ist, wie für jedes einzelne Mitglied. . . Wir scheint, daß man nur kämpft, um zu kämpfen, um die Kräfte zu messen.“

„Du bist zu anspruchsvoll. Ich denke, man muß mit jenen, die Unsinn sprechen, Rücksicht haben und muß niemand verletzen. Wir können nicht alle einen so klaren und scharfen Gedankengang wie Du haben. Ja, ich meine es aufrichtig. Du weißt, daß ich nicht stichelse, Liebste.“

Hanna wußte schon, daß in ihr nichts von Fronte lag.

„Es ist kaum jemand im ganzen Verein, der, wenn er ehrlich sein will, nicht zugeben muß, daß Du die Uebersetzende bist.“

Sie hand gerade ihren Hut um.

„Es ist nur Deine eigene Schuld, daß Du jetzt nicht mehr Vorstandsmitglied bist.“

„Ich eigne mich eigentlich nicht dazu; und es ergab sich ja auch für mich nur eine knappe Majorität, und dann wurde ich auch nur die Letztgewählte. Ich empfinde im Grunde genommen nicht viel Begeisterung für die Frage. Wie Du weißt, finde ich es recht unweiblich, so herumzustehen und zu diskutieren; aber Alfred liebt es ja.“

Hanna wußte alles schon zuvor und antwortete nicht darauf.

„Was ist das für ein Quack?“

Frau Hjelm bogte sich über einen Einband, der auf einem kleinen Tische lag.

„Es ist Volzæ . . . Eugenie Grandel.“

„Französisch? . . . Ach ja,“ seufzte Frau Hjelm, „Du bist ja so tüchtig und energisch. Ich werde nie dazu kommen, die Sprachen wieder aufzunehmen, und es ist auch einerlei, denn ich habe wohl alles vergessen, was ich auf der Schule lernte, am meisten Französisch.“

„Wenn Du Dir täglich einige Stunden Zeit nimmst, wie ich Dir so oft gesagt habe . . . Du hast ja keine Kinder, die Dich abhalten.“

„Wenn nur Alfred nicht Tag und Nacht so sehr von Verwaltungssachen und Kommissionen und Prozessen und ähnlichem in Anspruch genommen würde! Uebrigens kann er sicher auch kein Französisch. Also! . . .“

Die Herren trafen ein, Hjelm im Ueberzieher.

„Sollen wir jetzt fortgehen, Alfred?“

Die Frau sah seinen Arm und sie gingen.

Kurz darauf standen Holtze und Hanna auf der nach dem Hofe gelegenen Veranda und sahen, daß die Gäste im Einspänner fortzuziehen. Jens, der Hofjunge, fuhr sie. Dann ging das Ehepaar in das Schlafzimmer, ein geräumiges Zimmer im linken Flügel des Hauses. Der dicke Teppich und die Portiere und die Vorhänge — alles in dunkeln Farben — dämpfte für's Auge, wie für's Ohr, hielt jedes Außengeräusch ab. Auf dem Nachtschisch neben Johannes Bett brannte eine kleine Lampe mit rosafarbener Augel.

Sie setzte sich auf den Rand des Kinderbettes. Der Anabe schlief fest und ruhig und genoß die Ruhe in langen Atemzügen. Sie strich behutsam über seine Hand, als fürchte sie, die Liebesjung möchte ihn wecken.

Holtze ging auf dem Teppich auf und ab. Dann wurde er auf seine Frau und das Kind aufmerksam. Sie streichelte es weiter. Eine zurückgedrängte Härlichkeit, eine gedämpfte Leidenschaft, die ihn rührte. Es war ringsum so still. Nur die Atemzüge des Kindes erklangen.

„Erk sollte aufwachen“, sagte Hanna plötzlich.

„O nein, laß ihn schlafen. Das ist besser für ihn.“

Die Ursache ihrer heftigen Härlichkeit dämmerte schnell vor ihm auf.

Hjelm hatte von einem Mädchen gesprochen, das heute verhaftet worden, weil es heimlich geboren und das Kind getötet hatte. Es war nicht weiter darüber gesprochen worden. Hjelm kannte nicht die Einzelheiten der Sache. Vielleicht sagte deshalb niemand etwas Verdammendes oder Entschuldigendes über das Mädchen.

Holtze hatte seine Frau flüchtig angesehen: Wer wußte, ob sie, die unehelich geboren, nicht schmerzlich der Vergangenheit gedenken mußte, wenn sie von solch einem scharflichen Verbrechen hörte. . . Würde das nicht jedes brave Weib, das ein uneheliches Kind gehabt, thun? Sie hatte Hjelm ruhig angesehen. Hatte nichts gesagt. Nun war es ringsumher so still geworden nach dem Spielen und Klaudern. Während er in der nächtlichen Stille stand, schien sich das Zimmer förmlich anzufüllen mit der düsteren Erinnerung des Unglücks, das sie beide heute abend erfahren hatten.

Holtze hatte in den letzten Jahren nicht oft an das erste Kind seiner Frau gedacht. In dem stillen Heim, wo beide ihre Arbeit hatten, und wo beider Freude und Hoffnungen sich im Sohne begegneten, gab es wenig Veranlassung, über alte Zeiten zu grübeln. Die Gegenwart war so viel glücklicher, als die Vergangenheit, so daß das, was hinter ihrem Zusammenleben lag, zu etwas Fernem, Undeutlichem wurde, sich von Jahr zu Jahr mehr verwischte. Er glaubte sogar, daß er mehr an die Vergangenheit dachte als sie. Was sie ihm einmal gesagt hatte, als er über die Thorheiten seiner Jugend sprach, war gewiß wahr:

„Daß Du herumgehst und daran denken kannst, Johannes! Du bist eigentlich ein naiver Grübler.“

Er hatte gestutzt. Dies hatte er selbst gedacht, es sich jedoch nie so klar und bündig gesagt.

Später gebraachte er diese Worte als Selbstwaffe, wenn seine Gedanken sich an manches Häßliche aus der Vergangenheit klammerten.

„Du bist eigentlich ein naiver Grübler, Johannes.“

Er hatte darüber gestutzt, auch weil sie eine dieser Auslassungen waren, durch die sie sich ihm plötzlich eröffnete. Wenn er solche treffenden Worte hörte, war er sich nicht immer klar darüber, ob sie aus einem gesunden Instinkt oder einer klaren Reflexion kamen. Sie erfreuten ihn, diese breiten Einblicke — auch weil er sich sagen konnte:

„Ich bin es, der sie erzogen hat. Ich habe ihr den Weg gezeigt. Ich habe sie die ganze Zeit geführt.“

Selbst als sie Wege zu schreiten begann, die nicht die seinen waren, ließ er es ruhig gehen und dachte:

„Das ist nur vorübergehend. Sie wird zurückkehren. . . Und wenn sie es nicht thut, wird sie in ihrer Auffassung immer gesund bleiben, weil sie glücklich ist, . . . und weil sie unter meinem ständigen Einfluß steht.“

So oft ihn diese Gedanken beschäftigten, sah er sie vor sich in den Gesellschaften bei Hjelm, wo die Damen der Frauenbewegung roten Kopfes über die „Privilegien“ diskutierten. Die Worte fielen flach und fanatisch, während sie ruhig dabei saß und zuhörte. Sie war vorsichtig, wartete mit dem Aussprechen ihrer Meinung. Aber wenn eine kleine Pause entstand, oder jemand sie frag, so kam das, was er meinte, und die Worte waren zumeist nicht die erwarteten und erregten gern Widerspruch. Die Damen liebten sie nicht. Sie war immer so apart. Entweder verhielt sie sich in Schweigen oder in Widerspruch.

Als sie zur Vorsitzenden gewählt wurde, war in dem Verein ein Kampf geführt worden. Sie verdankte ihre Stellung wesentlich Rechtsanwalt Hjelm und der Agitation eines anderen Mannes. Als das Jahr verflossen war, verbat er sich die Wiederwahl. Seither war sie immer passiver in ihrer Wirksamkeit geworden, so daß nicht die Rede davon sein konnte, sie wiederzuwählen.

Holtze begann wieder auf dem Teppich hin und her zu schreiten. Nach einer Weile blieb er hinten am Fenster stehen und sah durch den Vorhang.

Das Land war schneefrei und die Finsternis ruhte überall. Man sah nur in der Stadt und am Hafen Lichtstrahlen.

„In diesem Jahr wird es sicher bald Frühling“, sagte er halblaut, blickte dabei aber nicht ins Zimmer.

„Es kann noch viel Schnee kommen.“

„Aber die Luft ist mild.“

Es wurde still.

Er sah noch eine Weile über die graue, schwere Oede, oben und unten, wandte sich dann nach innen und sagte:

„Willst Du nicht schlafen?“

„Ja.“

Sie küßte den Knaben. Und Holtze bemerkte es, weil sie es nicht jeden Abend that, ehe sie zur Ruhe ging.

Sie schwebte über den Boden, ging zum Tisch, stellte den Lampenschirm, daß der Schatten auf sie fiel und kleidete sich langsam und stumm aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Gerhart Hauptmann's „Friedensfest.“

(Deutsches Theater.)

Dr. med. Scholz war bereits ein weitgereifter und intelligenter Mensch, als er sich eines Tags in ein junges Fräulein vergaffte. Sie war arm, aber darüber durfte er sich hinwegsetzen, da er vermögend war; sie war ungebildet, aber ihr Verstand war ja gut. Und wozu wäre er da, wenn er sie nicht bilden sollte? Freilich: für seine wissenschaftlichen Pläne und Entwürfe hatte sie gar kein Verständnis; aber sie hatte Jugend und Frische, die sein Auge entzückten. Warum sollte alles Uebrige nicht kommen? —

Es kam indessen nicht. Die Bildung kam nicht, das Verständnis kam nicht — nichts kam von der Jugend des Geistes, den Dr. Scholz so nötig brauchte wie die Jugend des Leibes. In den ersten Jahren ging es trotzdem gut. Die ungewohnte Nähe eines jungen Weibes schuf in dem Arzt einen Hauch, der ihn bunt musig und leicht durchs Leben trug. Dann kam aber eines Tags ein Gast ins Haus. Kein lieber Gast von Bildung und Verständnis, sondern eine mütterliche Frauensperson, die sich verdrossen an den Herd setzte und verdrossen sitzen blieb. Die Gewohnheit kam. . .

In einem grauen Morgen küßte Dr. med. Scholz sich durch seine Frau peinlich berührt. Es war etwas in ihrem Anzug, schließlich auch in ihrer Ausdrucksweise, das häßlich und ernüchternd wirkte. Er hatte es früher nicht gesehen, aber es war da — das sah er unangenehm deutlich. Er machte darauf aufmerksam, denn schließlich war sie seine Frau und er war gewissermaßen für sie verantwortlich. Er durfte gar nicht anders. Sie erlaubte sich die bescheidene Bemerkung, daß er davon früher nie gesprochen habe, und fügte hinzu, daß er ja im übrigen ausgiebige Zeit zur Unterrichtung hatte, als er sie nahm. Es kam zum Hank und kam in der Folge sehr oft zum Hank. Die Wände der Wohnung wurden grau und kahl, als die Liebe ihre bunten Gürtelnden herunterholte und die Gewohnheit verdrossen am Herd saß. In dieser Oede fror es Dr. Scholz. Er zog sich in das obere Stockwerk des Landhauses zurück und hauste dort für sich allein. Es fraß an seinem Innern, daß er niemand hatte, mit dem er reden konnte. Um diese Zeit war es, daß er seinen Hausknecht zu seinem Freund und Vertrauten avancieren ließ. Einmal war dieser Hausknecht ein Mann und Dr. Scholz hatte sich in seiner Ehe so etwas wie einen Ekel vor der Frau geholt. Und dann noch ein anderes.

Dr. Scholz hatte sich in seinem kalten Verlassensein den Rotwein angewöhnt und auch in diesem Punkt brachte ihm sein Faktotum ein Verständnis entgegen, das an Wärme und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Nun ist der Rotwein (wenn er gut ist) an und für sich eine schöne Sache, aber wenn man ihn zu viele Rechte einräumt, geht es mit der Arbeit zurück. Dem Doktor glitt die Zeit aus den Händen; er las dies nicht und las jenes nicht, und da er nicht eingestehen mochte, etwas Wertvolles versäumt zu haben, urteilte er absprechend über die Dinge, die er nicht kannte. Das hinderte aber die Dinge nicht, in der Welt Verbreitung und Geltung zu finden und nun urteilte Dr. Scholz absprechend über die Welt. Es kam ein leiser, zänklicher, bitterer Ton in seine Aussprüche und eines Tages wurden sie ihm von den Fachzeitschriften zurückgeschickt. Dr. Scholz war durch seine Unbuddhsamkeit und hohe Absprecheri unmöglich geworden. Da begann es jäh in seinem Gehirn zu tagen: er wurde verfolgt. Man wollte ihn mundtot machen. Man fürchtete ihn. Diesen berühmten Lump in K. war um seine schätzbaren Theorien bange. Die kleinen, aber mächtigen Reider hatten ein Komplott gebildet, das ihn verderben sollte. Pfui, Teufel, über die Zammerbaude. Er trank mit seinem Faktotum auf die Weltverachtung.

In wissenschaftlichen Arbeiten konnte der Arzt seine Galle nun nicht mehr los werden. So entlud sich sein Grimm in der Familie. Er hatte zudem bemerkt, daß man auch hier ihn zu knebeln versuchte. Seine Frau tastete seine Selbständigkeit an und die — inzwischen herangewachsenen — Knaben hielten mit der Mutter. Noch war er indessen Herr. Am es zeigen, tyrannisierte er das ganze Haus, was ihm um so leichter fiel, als er aus dem Hauch und damit aus der Brutalität gar nicht mehr herauskam. Die Erziehung der Kinder wurde ein Spiel seiner despotischen Quäner. Bald behandelte er sie wie Sklaven und bald ließ er sie wie Strolche verwildern. Mit dem Doktor verlor die ganze Familie in Gemeinschaft. Die Mutter wurde beschimpft und sie beschimpfte wieder den Vater. Die Kinder sahen nichts als Schmutz und so festete sich der Schmutz an alle Regungen ihrer Seele.

Schließlich kam es zu einer Katastrophe. Der jüngste Sohn Wilhelm, der zum Jüngling herangereift war, erhob nach einer erregten Scene die Hand gegen seinen eigenen Vater. Da verließ Dr. Scholz das besudelte Haus und auch Wilhelm ging in die Welt. In sechs Jahren kam niemand von ihnen wieder.

Wilhelm wurde draußen ein Künstler und gewann die Hand eines jungen Mädchens, das eben so rein und gut war, wie seine Familie schlecht und häßlich. Die Mutter des Mädchens, eine lebenswürdige und warmherzige Dame, wußte ihn zu bewegen, sich mit seiner Familie auszusöhnen. In einem Weihnachtsabend fuhr er ins Elternhaus zurück, — wo eben vorher sein Vater als ein vom Laster wundgehefter Mann angekommen war. Es kommt zu einigen Szenen, die zu den stärksten gehören, die Hauptmann überhaupt geschrieben hat. Eine Veröhnung zwischen Vater und Sohn kommt zu stande. Die übrigen Familienmitglieder werden durch den ergreifenden Auftritt weich gestimmt und so wird ein „Friedensfest“ gefeiert, während die Kerzen des Weihnachtsbaumes festlich brennen.

Was aber in Jahren gebaut ist, läßt sich nicht in einer Stunde niederreißen. All das Niedrige, das sich in langen Jahren in einer Seele fortgesetzt hat, kann nicht durch ein schönes Gefühl hinweggeschwemmt werden. Wie die Familienmitglieder beisammen sind, erwachen die alten Erinnerungen, erwacht der alte Haß, erwacht die alte Gemeinheit und bald ist der Friede gebrochen und die Gedanken des Friedens sind besudelt. Der alte Doktor, der als todtkranke Mann heimkam, stirbt an den furchtbaren Szenen. Der eine Bruder verläßt das Haus und Wilhelm geht mit seiner Braut zurück, woher er kam. Der Fall der Familie Scholz war inkurabel.

Man hat dem Stück vorgeworfen, daß es von einem qualenden Pessimismus sei. Daß es hier und da dem Zuschauer auf die Nerven fällt und mißlich quält, ist richtig. Nur liegt das nicht an einer pessimistischen Tendenz, sondern an der Kleinlichen und mitunter peinlichen Manier, die Hauptmann bei der Mildezeichnung anwendet. Das häßliche Milieu muß natürlich ohne Rücksicht auf die ästhetischen Klagenweiber gezeichnet werden, aber es könnte freier und größer gezeichnet sein, ohne doch an Kraft der Farbe zu verlieren. Nicht die unangenehmen Familienszenen quälen uns, wohl aber die Breite, mit der sie dargestellt sind. Größe und Wucht des Ausdrucks würden hier ebenso bescheiden, wie genaue Beobachtung und sorgfältiges Registrieren niederdrückend wirken. Das qualende Moment liegt in Hauptmanns damaligem Stil, nicht im Pessimismus der Dichtung. Im Gegenteil! Man könnte dem „Friedensfest“ eher den Vorwurf des Optimismus machen. Es schließt mit einem lichten Ausblick auf das Schicksal Wilhelms. Daß nun die Liebe seine Seele reinigen kann, ist ja unbefreitbar. Das Drama aber hat es — mit Vergnügen! — mit der Notwendigkeit zu thun, nicht aber mit der Möglichkeit. Mehr als eine Möglichkeit aber liegt nicht vor. Indes: mein Vorwurf richtet sich nicht sowohl gegen das „Friedensfest“, als vielmehr gegen die dramatische Gattung, der es angehört, gegen das, was man im besondern Sinne „Schauspiel“ nennt. Ich stehe diesem Genre mit einigem Mißtrauen gegenüber. Eine ästhetische Unterjochung über seine Existenzberechtigung würde indes an dieser Stelle doch zu weit führen.

Die Darstellung im „Deutschen Theater“ war schließlich vollendet. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— **Kirmes.** Bei Wilhelm Herz (Berlin) ist soeben ein interessantes Buch „Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorläufiger Zeit“ von Arthur Kopp erschienen. Wir entnehmen der Sammlung nachstehendes Volkslied, das heute als am letzten Kirmestag noch den Reiz der Aktualität besitzt.

Die Altenburger Bauren Kirms.

Auf ihr Durscha sitt vull Frede,
tanzt und springt su gut ihr kunt,
Spelman spon du deine Saita,
doß es klingt fein contrabund;
fedelt fein behenga,
doß wir kun gesprennga:
Gevotter Hons streich du en Tenure,
doß es klingt wie uf den Chure.

Schmeret eure Fiedel-Vugan,
doß die Geigen wadlich schrein,
wenn die Saiten ausgegungan
fedelt dick und dume drein,
fedelt fein bunahla,
loht an gar nisch fahla,
fedelt druf, doß alles krachet,
wenn ihr uns den Rumpuff machet.

Nu ihr angern mit Consorten
tanzt und springt die Reihe nach,
schreyt nicht wie die Konnuel-Mäßen,
macht es feint wie ich es mach,
trum trum trum trum trava,
wir tin zu Leuth gewahra
und tin a Wein und Bier getrenka
und a misern Maden geschenka.

Doß ist unser Quar Laba,
wen wir in die Schenka gia,
und tin stets in Frede schwaba,
wenn wir bey den Madla stia;
wir laban ohne Sorga,
der Wirth der muß wußt burga;
drum so laba wir in Frede
und sind lustig mit unsern Mäda.

Wenn die Kirmis komt harbey,
ahen wir gute Bisla,
Da komt Hons und Grieth herey,
spielen um die Nüsla,
der Spelman spelt den Tutelsack,
wir frassen und laufen den ganzen Tag;
fakalariva, fakalarara,
wir tin zu Leuth gewahra.

Hon wers nu raht getriebe
und geschwärmt die ganze Nacht,
doß kein Geld in Mittel blebe
waren wir dach hoch geacht;
gien wir zu Biera,
darfs uns niemand wiera;
drum in laben wir in Frede
und sind lustig mit unsern Mäden.

Lamento:

Wenn die Kirms ist vorbei,
suchen wirs hingern Odra,
kriegen den Treich-Megel in die Hand,
waren weder geschura,
ahen Steijnag, Kay und Brod
und hon wieder unser Roth,
waren weder us neu geschura —
ach du lieba Dura Dura! —

k. Was ein Krokodilmagen alles beherbergt. In seinem unlängst in Paris erschienenen Buche über seine Jagderlebnisse in Centralafrika erzählt der als Löwenjäger berühmte Franzose Edouard Fon folgende Episode: „Eines Morgens zogen die Eingeborenen auf der Krokodiljagd ein getötetes Tier an Land und lauten bald darauf mit der Mitteilung zu uns, daß sich ein Mensch in seinem Magen befinde. Bei näherer Untersuchung ergab sich wirklich, daß die Eingeweide des Krokodils wenigstens Teile eines menschlichen Körpers enthielten. Ein Arm mit der Hand, ein Fuß mit dem Knöchel und einige Rippen wurden herausgezogen und jedes Glied war kaum beschädigt, obgleich das Fleisch geschwollen und die Haut unter der Wirkung der Magensaft entsetzt war. Ich befahl, daß diese Ueberreste beiseite würden, aber niemand wollte sie anrühren. So warf ich alles ins Wasser zurück. Die menschlichen Ueberreste schwammen auf dem Wasser, und einige Matrosen eines Kanonenboots, das den Strom hinauffuhr, berichteten ihrem Offizier, daß sie den Arm eines Weibes auf dem Fluße gesehen hätten. Das rief in dem ganzen Distrikt eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Ich habe darauf alle Krokodile, die ich sah, geöffnet, und da fand ich oftmals seltsame Dinge. Zwei Jahre später wurde zum Beispiel am

Mhassasee aus dem Magen eines gigantischen Krokodils eine Sammlung von 24 hippurischen Ambändern und ein großer Ball von getränktem Haar entfernt. Das Tier hatte diese Dinge nicht verdauen können, nachdem es die Eingeborenen, die sie getragen, verschlungen hatte.“ —

Theater.

Neue Freie Volksbühne („Stella“). Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Goethe). — Die Neue Freie Volksbühne hat für die kommende Saison mit dem „Thalia-Theater“ ein Abkommen getroffen, zu dem man sie beglückwünschen darf. Sie erhält ein festes Ensemble, Schauspieler, die sich untereinander kennen und da wiederum auch von ihrem Regisseur gekannt sind. Zudem behält sie freie Hand in der Wahl der Stücke, so daß man die Bedingungen, die sie sich für den diesjährigen Winter geschaffen hat, unumwunden loben muß. Leider kann man die erste Aufführung nicht ganz so unumwunden loben. „Stella“ ist eine Dichtung, die uns recht fern liegt, mit wie großem Interesse auch immer der gebildete Litterat in ihr die Spuren einer verjüngten Periode verfolgen mag. Unsere Zeit ist an Konflikten so reich, so erfüllt von Fragen, die nach Antwort schreien, daß sie den erotischen Neigungen den Raum nicht einräumen kann, der ihnen in „Stella“ eingeräumt worden ist. Der Mann zwischen zwei Frauen ist dem modernen Drama nicht unbekannt, aber man begnügt sich nicht damit, den alten Konflikt sinnlich oder auch nur überwiegend sinnlich zu motivieren. Entweder wird er psychologisch ungeheuer vertieft und — wie etwa in „Rosmersholm“ — mit den dunkelsten Problemen der Schuld in Verbindung gebracht, oder aber er bekommt einen sozialen Hintergrund, so daß der Mann nicht nur zwischen zwei Frauen, sondern zugleich zwischen zwei Generationen steht, wie etwa in den „Einsamen Menschen“. Der rein sinnliche Konflikt bewegt das neuere Drama wenig. Wie man im modernen Leben derartige Sachen zu behandeln pflegt, beweist schlüssig die Zahl oder vielmehr die Unzahl der Stücke, die den Ehebruch für eine überaus lustige Sache nehmen. „Stella“ liegt aber nicht nur der Zeit, sondern auch dem Theater fern. Auch in einer vornehmen Aufführung verliert die Dichtung ihre feinsten Reize; in einer mittelmäßigen ist sie schwer zu ertragen und in einer schlechten wird sie unmöglich. Es war daher nicht ganz richtig, daß die Leitung der „Neuen Freien Volksbühne“ die Darsteller des „Thalia-Theaters“ in einer Aufgabe behüteten ließ, die nur sehr schwer gelungen konnte. Warum sie es that, ist leicht zu erraten. Sie wollte eine Goethe-Feier haben, wie in diesem Jahr alle Welt eine solche hatte. Das ist nun zwar ein respektabler Grund, aber kein richtiger. Die „Neue Freie Volksbühne“ steht — wie die „Freien Volksbühnen“ überhaupt — jahraus und jahrein im Dienste der Dichtung und der Kultur. Damit aber feiert sie Goethe in einer Weise, die besser gar nicht gedacht werden kann. Die besondere Huldigung hätte sie ruhig den Bühnen überlassen können, die den ästhetischen Alltagschacher an den literarischen Sonntagen durch schwärmerisches Augenaufschlagen vergessen machen wollen und müssen. Sollte ein übriges geschehen, wären vielleicht Recitationen am Platz gewesen, nicht aber eine „Stella“-Aufführung, die notwendig gröber ausfallen mußte, als sie ausfallen durfte. Im übrigen hatte Herr Oberregisseur M o e s t es ohne Zweifel weder an Arbeit noch an Talent fehlen lassen. Das Mögliche war erreicht, aber das Mögliche war zu wenig. Der Stil der Dichtung liegt dem Thalia-Theater zu fern. —

Musik.

Gertha Ritter ist hier seit längerem als eine tüchtige Sängerin bekannt. Aber soweit wir uns erinnern, zeigt ihr jetziges Können noch eine beträchtliche Weiterentwicklung über das von ihr vordem Geleistete. Aus der Konzertflut ist nicht bald eine Darbietung so sehr durch echt künstlerische Weise hervorgetreten, wie das Konzert der Genannten vom letzten Freitag. Ihre Stimme ist nicht eben eine der schneigsamsten und will nicht mit dem konkurrieren, was andere Stimmen an Glanz und Virtuosität aufzuweisen haben, noch auch mit der Gewalt eines „dramatischen“ Soprans. Abseits von diesen älteren Kategorien ist es hier schlecht und recht die tiefe Innigkeit, mit der eine technisch im allgemeinen gut gebildete Stimme uns ältere und neuere Lieder zu Herzen singt. Fel. Ritter, die Tochter eines der größten und noch weitaus zu wenig gewürdigten Liederkomponisten, die getreue Helferin bei Veranstaltungen zur Pflege moderner Musik, stellte sich diesmal als Solistin wie andere vor, doch ohne den Eindruck eines Strebens nach persönlichem Hervortreten. Nach einigen älteren Stücken sang sie Schumanns „Frauenliebe und Leben“ und dann Lieder des ihrem Vater kunstverwandten Dichterkomponisten Cornelius. Kein Drängen im Saal und kein Ruhmeslärm; aber der warme bescheidene Beifall einer kleinen Gemeinde, der noch Liszt's „Es muß ein Wunderbares sein“ als Zugabe erzielte, wog um so schwerer. Zum Lob des Begleiters Anton Schloffer genüge die Bemerkung, daß die Leistungen beider Künstler als eine wirkten. Auch die Wahl der außerdem mitwirkenden Klavierspielerin Marie Eliot zeugte von einem künstlerischen Geschmack der Konzertgeberin, wemgleich das Spiel der Dame mehr von Solidität als von Schwung und Größe zeugte.

Ein in ähnlicher Weise solid künstlerisches Konzert war das des „Holländischen Trios“. Herr Coenraad B. Vos hatte sich im vorigen Jahr günstig bekannt gemacht als vornehmer Klavierbegleiter wie durch eine Bearbeitung niederländischer Volkslieder und hatte mit dem Violinisten Joseph M. van Deen

mehrere sehr bemerkenswerte „Sonaten-Abende“ veranstaltet. Nun haben sich die Herren mit dem Violoncellisten Jacques van Lier zu einem bisher nur als einzigen angekündigten Trio-Abend zusammen gethan; nach dem Gehörten können wir Fortsetzungen mit Freude erwarten. Die drei Künstler sollten nur doch in ihrer Spielweise etwas mehr wagen; der bewegten Phrasierung des Joachim-Quartetts und der Leidenschaftlichkeit anderer haben sie vorläufig nur eine Meisterlichkeit der stillen Zurückhaltung an die Seite zu stellen. Zumal Herrn Vos' Vortrag einer Sonate von Mozart litt doch gar zu sehr unter dem Mangel an Ausdruck und Warmblütigkeit; wie eine fremde Boesje nicht wörtlich übersetzt werden soll, so soll auch ein Klassiker nicht wörtlich „klassisch“ gegeben werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Absterbende Kirschbäume am Rhein.** Der „Frankf. Btg.“ wird geschrieben: Ein Kirschbaumsterben ist am Rhein plötzlich in diesem Sommer und Herbst in bedeutendem Umfange aufgetreten, besonders in den Ortschaften St. Goarshausen, Kamp, Osterpach usw. Nachdem schon im vorigen Jahre die Erscheinung sich bemerkbar gemacht, hat sie dies Jahr in beunruhigender Weise um sich gegriffen, so daß etwa schon der vierte Teil der Kirschbäume der Krankheit zum Opfer gefallen ist, das Sterben sich aber auch jetzt noch immer weiter fortsetzt. Die Erscheinung ist um so rätselhafter, als alle anderen Obstarten daselbst völlig gesund sind und auch der Kirschbau seit ungefähr dreißig Jahren bis jetzt mit größtem Erfolge betrieben wurde. Für die meisten der dortigen Grundbesitzer bildet der Kirschbaum fast den einzigen Erwerbszweig; sie werden also durch das plötzliche Eingehen der Kirschbäume ohne Unterschied des Alters derselben in hohem Grade geschädigt. Das Gesundheitsamt hat den Professor Frant zum Studium der Krankheit an Ort und Stelle gesandt. Dieser fand, daß es sich um keine der bekannten Krankheiten des Kirschbaumes handelt, sondern um eine neue Erscheinung, und zwar höchst wahrscheinlich um eine Infektionskrankheit, wobei ein bisher nur an abgestorbenen Kirschbaumstämmen bekannter Pilz, eine Cytispora, häufig im Wunde mit Bakterien, die lebende Rinde von Stamm oder Ästen befallt und zum Absterben bringt. Es ist daher die schleimige Entfernung alles kranken Kirschholzes aus den Obstplantagen und Verbrennen desselben zu empfehlen, womöglich auch die bewährten Desinfektionsmittel, wie Teeren aller Schnittstellen und sonstigen Wunden des Baumkörpers, sowie Bestreichen oder Besprühen der Stämme und Äste im Herbst und Frühling mit Vorbeläufiger Brühe, besonders um die nötig werdende Renaupflanzung vor Infektion zu schützen. Bereits hat sich herausgestellt, daß die Krankheit an beiden Rheinaufseu bis unterhalb Koblenz vorhanden ist. —

Meteorologisches.

— **Ueber Wödenstudien bei Gewittern** bringt die Monatschrift „Himmel und Erde“ folgende Mitteilungen: Bei dem Vorübergange von Gewitterböen treten meist plötzliche Druckschwankungen auf, die in den Barogrammen der verschiedenen Stationen ziemlich ähnliche Gestalt haben. Diese Luftdruckschwankungen, die sogenannten Gewitternasen, hat Prof. Wörnstein dazu benützt, den Verlauf der Böe näher zu verfolgen. Gelegentlich des Gewitters vom 22. Juni 1898 sind zwei solcher Nasen aufgezeichnet, und es ließ sich aus dem Zeitpunkte des zweiten Druckmaximums an den Stationen Nlar (Provinz Hannover), Magdeburg, Potsdam, Spandau, Berlin N. und Berlin W. zunächst Richtung der Böe (von Südwest nach Nordost) und Fortpflanzungsgeschwindigkeit (50 bis 62 Kilometer pro Stunde) berechnen. Die Frontlänge betrug mindestens 70 Kilometer. Dann wurden — nach dem Vorgange von Durand Gréville in Paris — diese Zahlen zur Vervollständigung der aus Fernbeobachtungen hergeleiteten Isobarenarten verwendet. Unter der Annahme, daß die barometrischen Veränderungen in wesentlich gleichbleibender Form über das Beobachtungsgebiet hinweggezogen sind, daß also in jedem Augenblicke räumlich nebeneinander diejenigen Verschiedenheiten des Luftdruckes bestanden haben, welche der einzelne Barograph zeitlich nacheinander aufzeichnete, lassen sich die Kurven dadurch ergänzen, daß man durch die Stationen mit Barographen Linien in Richtung des Wödenzuges legt und auf diese Linien die charakteristischen Einzelheiten der Barogramme dort einträgt, wo sie — unter Berücksichtigung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit — während des Zeitpunktes, für welchen die Karte gilt, aufgetreten sein müssen. Man erhält dadurch für das dargestellte Gewitter eine sehr detailreiche Isobarenkarte, in welcher sich beide Gewitternasen (eine spitze und eine breite) als schmale und breite Inseln hohen Luftdruckes herausheben. Aus einer einzelnen derartigen Darstellung des Gewitters lassen sich natürlich noch keine weitgehenden Schlüsse ziehen; man kann jedoch erwarten, daß eine ausgedehntere Anwendung dieser Methode Aufschlüsse giebt über die Art, wie Wöden entstehen, und mit Berücksichtigung der Temperaturverhältnisse auch über die Höhe, in welcher sich Wöden bilden. —

Humoristisches.

— Die bekannte Katter. Aus Ethingen wird der „Allmer Zeitung“ folgendes Geschichtchen mitgeteilt: „Do Bua!“ sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohn, „bring de Sau

amol die Kartofle do!“ Der Junge gehörte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriffe war, die Thür des Schweinestalls zu öffnen, sah er aus einer Ritze ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, das verdächtig hin- und herzügelte. Entsetzt ließ er seine Erdbäffel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jese!, Herr Jese!“ schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wittig graufe Katter!“ Dem Bauern blieb bei dieser Nachricht ein Nädle Suttigart Wurst, das er eben zum Nachtbrot verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Mut und ging mit einer Feingabel und einem Weil versehen auf den Schweinestall los. Wichtig, da schwänzelte das verwünschte Ding immer noch aus der Ritze heraus. So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Weihilfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de lahnst zum Schmied!“ rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag' em, er soll tapfer mit a paar Rauge' lonne.“ — Der Junge lief, was er laufen konnte und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und 10—12 Nachbarsleuten zurück. Jetzt ging das Debattieren los; kein Mensch machte sich an das gefährliche Ding heran, bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukniff und mit einem mächtigen Stemmeisen d'rauf losließ. In diesem Augenblicke fing die Sau im Stall d'rin ein mörderisches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Tier unter jämmerlichem Grunzen im Ringels'rum lief und sich vergeblich an dem Schwanz zu ledern suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber niemand sprach ein Wort. „Vater!“ sagte endlich der Sohn, „des Ding, des do aus dem Loch rausquatt hat, ist, glaub' i, der Sauichwanz gewese und toi Katter!“ — und so war es auch. —

Notizen.

— Emanuel Reicher hat eine „Hochschule für dramatische Kunst“ begründet, in der er den Unterricht streng nach den Principien der modernen Schauspielkunst erteilen will. —

— Julius Schaumbergers dreiaktiges Schauspiel „Pepi Danegger“ fand bei der Uraufführung im Münchener Schauspielhause Weisfall. —

— Otto Ernst läßt in den nächsten Tagen bei Conrad Klob in Hamburg unter dem Titel „Jugend von heute“ eine „Deutsche Komödie in 4 Akten“ erscheinen. —

— Charlotte Embden-Heine, die Schwester Heinrich Heines, ist am Sonntag im Alter von 99 Jahren in Hamburg gestorben. —

— In Jena werden auch in dem bevorstehenden Winterhalbjahr wissenschaftliche Vorlesungen für Volksschullehrer abgehalten. 200 Lehrer sind bereits als Teilnehmer gemeldet. —

— Als Tagungsort des nächsten Orientalisten-Kongresses wurde Hamburg gewählt. —

c. Eine Facsimile-Ausgabe der kleineren Gedichte Miltons, deren Manuscript seit mehr als zwei Jahrhunderten in der Bibliothek des Trinity College in Cambridge aufbewahrt werden, ist von Dew-Smith besorgt worden. Das Manuscript, das größtenteils von Milton selbst geschrieben ist, besteht aus 47 Seiten und enthält die Gedichte „Arcades“, „Comus“, „Sycidas“, mehrere Sonette, den ersten Entwurf des „Verlorenen Paradieses“ als Drama und Notizen für Gedichte. Jeder Seite des Facsimile ist ein wörtlicher Abdruck in gewöhnlichen Lettern beigegeben. —

— Die französische Regierung hat für die archäologischen Forschungen in Algier den Posten eines Generalinspektors der wissenschaftlichen und archäologischen Museen von Algier geschaffen. —

— Theater-Konsumvereine werden jetzt nach dem „B. B. C.“ auf Anordnung der russischen Regierung bei den Hoftheatern in Petersburg, Moskau, Warschau usw. errichtet. Das gesamte Theaterpersonal vom Intendanten bis zum Logenschlichter ist verpflichtet, diesen Konsumvereinen beizutreten, deren Ueberflüsse zur Unterstüzung alter und invalider Bühnengedehrigter verwendet werden sollen. Die Beiträge richten sich nach der Lage. —

— Nervöses Hautjucken beseitigt man, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, durch 28 Grad + Neumannrollbäder, denen etwas Essig zugefügt ist. Luft- und Sonnenbäder, Ganzpackungen, Abwaschungen mit heißem Citronenwasser können ebenfalls in Betracht kommen. —

— Im Jahre 1898 exportierte die Champagne im ganzen 19 680 000 Liter unverfälschten Champagner im Werte von 91 327 552 Frank. —